

ANNA BONACINA  
Erdbeersommer mit Aussicht



ANNA  
BONACINA

Erdbeersommer  
mit  
Aussicht

Roman

*Übersetzung aus dem Italienischen  
von Elisa Harnischmacher*

Lübbe



Cradle to Cradle Certified® ist eine eingetragene Marke  
des Cradle to Cradle Products Innovation Institute.



Titel der italienischen Originalausgabe:  
»L'estate in cui fiorirono le fragole«

Für die Originalausgabe:  
Copyright © 2023 by Anna Bonacina

Für die deutschsprachige Ausgabe:  
Copyright © 2025 by  
Bastei Lübbe AG, Schanzenstraße 6–20, 51063 Köln, Deutschland

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Gaeb & Eggers,  
Berlin, in Zusammenarbeit mit Walkabout Literary Agency, Rome.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:  
[produktsicherheit@bastei-luebbe.de](mailto:produktsicherheit@bastei-luebbe.de)

Vervielfältigungen dieses Werkes für das Text- und  
Data-Mining bleiben vorbehalten.  
Die Verwendung des Werkes oder Teilen davon zum Training  
künstlicher Intelligenz-Technologien oder -Systeme ist untersagt.

Textredaktion: Marion Labonte, Wachtberg  
Umschlaggestaltung: Manuela Städele-Monverde  
Illustration: © Marcella Onzo  
ART DIRECTOR: Francesco Marangon; GRAPHIC DESIGNER: Claudia Puglisi  
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde  
Gesetzt aus der Adobe Caslon  
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany  
ISBN 978-3-7577-0108-6

2 4 5 3 1

Sie finden uns im Internet unter [luebbe.de](http://luebbe.de)  
Bitte beachten Sie auch: [lesejury.de](http://lesejury.de)

*Für meine Mamma und meinen Papà,  
die meine Kindheit mit Geschichten gefüllt haben.  
Und für Spam, der auf immer in Tigliobianco lebt.*



# Prolog



Sonntagmorgen. Ein ganz normaler Morgen im Juni, in einem ganz normalen Dorf.

Die winzige Kirche war voll, und draußen tobte das schlimmste Gewitter, das man jemals in Tigliobianco gesehen hatte. Zumindest Agnese hatte noch kein schlimmeres gesehen, und die lebte schon immer dort, kurz vor dem Dorfeingang in einem rosafarbenen Haus. Gleich daneben stand ein gelbes Haus, in dem ihre Erzfeindin wohnte: Elvira.

Agnese und Elvira waren gleich alt und teilten die gleichen Leidenschaften. Wären sie keine Erzfeindinnen gewesen, hätten sie beste Freundinnen sein können. Nun saßen sie beide in der ersten Bankreihe – so weit wie möglich voneinander entfernt – und beäugten sich argwöhnisch.

Ihre Feindschaft hatte ihren Ursprung lange vor diesem Gewittersonntag, der für die meisten Mitglieder der kleinen Dorfgemeinschaft ein einschneidendes Ereignis mit sich bringen sollte. An jenem Morgen, an dem unsere Geschichte beginnt, dachte also Agnese in der gut gefüllten Kirche, dass sie ein solches Gewitter in Tigliobianco noch nie gesehen hatte.

Der uralte Don Attilio sagte soeben mit unsicherer Stimme: »Gehet in Frieden.« Dann blickte er leicht verschämt in die Runde seiner Gläubigen, als wollte er um Entschuldigung bitten. Gehet in Frieden – wohin? Wo doch draußen Gott

höchstpersönlich zu wüten schien. Wer hätte es gewagt, die Kirche bei diesem Sturmgebraus zu verlassen?

Die in der Kirche Versammelten standen auf und scharten sich nun vor der großen geöffneten Holztür zusammen, doch hinaus trat niemand.

»Don, da draußen geht gerade die Welt unter«, gab die damals nicht einmal fünfzigjährige Elvira zu bedenken, und damit hatte sie recht.

»Ja, also dann ...«, setzte der langnasige Pfarrer verständnisvoll an, bahnte sich einen Weg durch die kleine Gruppe und besah sich den Himmel und die Hagelkörner, die auf den Kirchplatz schlugen. »Wollt ihr vielleicht hierbleiben, bis es aufgehört hat?«

»Wir können ja eine kleine Kartenrunde Rubamazzo spielen ...«

»Kommt gar nicht infrage, ich muss los!«, erhob sich da trotzig eine Frauenstimme.

Sechsendvierzig Köpfe drehten sich gleichzeitig nach ihr um. Die Pfarrhaushälterin Luisa verzog wie immer keine Miene.

»Wo willst du denn hin, Luisa, wo dich doch draußen der erste Blitz erwischt«, unkte Elvira.

»Ich habe Marmelade auf dem Herd.«

»Du bist aus dem Haus gegangen und hast den Herd angelassen?«, entgeisterte sich Don Attilio.

»Genau, aber jetzt muss ich ihn ausmachen, die Marmelade sollte fertig sein.«

»Für Erdbeerkuchen?«, erkundigte sich Agnese betont bei-läufig.

Liebenswert wie immer antwortete Luisa: »Kümmere dich um deinen eigenen Kram.« Niemals würde sie das Rezept ihres Erdbeerkuchens preisgeben, der so köstlich war, dass er



im Dorf sogar mit einem eigenen Namen bedacht wurde: La Suprema.

Die Suprema war Luisas ganzer Stolz. Pfarrhaushälterin war ihr Beruf, ihre Leidenschaft jedoch galt dem Backen. Ihr sagenumwobenes Rezeptbuch, ein zerfleddertes Heftchen mit von Flecken übersätem schwarzem Einband, barg ein noch besser gehütetes Geheimnis als das Voynich-Manuskript.

»Ich gehe!«, verkündete sie entschlossen und schritt hinaus.

Sechsendvierzig Augenpaare sahen ihr nach, beobachteten, wie sie ein vollkommen machtloses kariertes Schirmchen aufspannte und sich entschieden daranmachte, den Kirchplatz zu überqueren.

»Zwanzigtausend Lire, dass sie vom Blitz getroffen wird«, rief Vittorino.

»Abgemacht!«, begeisterte sich der Junge hinter ihm, dem schon bald eine aufregende Jugend bevorstehen sollte.

Er hieß Cesare und war heute mit seinem großen Bruder Ettore und der Mutter zur Messe gekommen. Sein Traum war es, Arzt zu werden, und er wünschte sich nichts sehnlicher, als mit eigenen Augen beobachten zu können, wie ein Blitz ein menschliches Wesen unter Strom setzte.

Genau in diesem Moment – niemand der an diesem Junisonntag in der Kirche Versammelten würde es je vergessen – schlug der Blitz vor der Kirche ein und traf zielsicher die Pfarrhaushälterin Luisa und ihr kariertes Schirmchen.

Die Menge schrie auf. Don Attilio fiel in Ohnmacht.

»Gewonnen!«, freute sich Vittorino, der seit Menschengedenken noch keine Wette verloren hatte.

»Und was ist jetzt mit dem Rezeptheft?«, stieß Agnese hervor.

Drei nahezu gleich gekleidete Frauen, Claretta, Rosamaria und Evelina, seit frühesten Kindheitstagen ein Herz und eine

Seele, blickten sie staunend an. Da lag Luisa qualmend auf dem Kirchplatz, und das Erste, das Agnese dazu einfiel, war das Rezeptbuch. Das erforderte Mut – und diesen Mut bewunderten die drei, und das nicht zu knapp.

Mit einem Mal befand das Gewitter wohl, dass es nun genug Schaden angerichtet hatte, und verzog sich ebenso schnell wie es gekommen war. Der Regen versiegte, und vor den verblüfften Blicken der kleinen Gemeinde erstrahlte ein majestätischer Regenbogen.

»Ein Zeichen«, flüsterte Agnese, während man Don Attilio vorsichtig auf eine Bank in der letzten Reihe bettete, und Cesare, der einmal Chirurg werden sollte, nach draußen rannte, um die vom Blitz getroffene Haushälterin aus der Nähe zu betrachten. Eine solche Gelegenheit würde sich nicht noch einmal bieten.

Im gleichen Moment, in dem Cesare zur auf dem Kirchplatz niedergestreckten Luisa rannte, und sich ein Regenbogen fast herausfordernd über Tigliobianco spannte, streckte ganz woanders die kleine Priscilla – in ihrem zweiten Kindergartenjahr – zwischen Rutsche und Sandkasten einem Jungen eine Margerite entgegen. Doch der schubste sie einfach weg, so heftig, dass sie mit der Stirn gegen eine Bank schlug.

Es sollte noch zweiunddreißig Jahre dauern, bis sich ihr Schicksal mit dem von Tigliobianco und seinen Bewohnern kreuzen würde.



*Venedig, Mai. Zweiunddreißig Jahre später*

»Dann bin ich gegangen und habe die Blumen dagelassen«, berichtete Priscilla Greenwood ihrer Freundin Rebecca, einer hübschen Frau mit dunklem Pagenschnitt.

»Die Blumen hättest du doch wenigstens mitnehmen können. Was waren es denn für welche?« Rebecca führte eine florierende Gärtnerei, und die Blumen weckten ihr professionelles Interesse.

»Keine Ahnung. Gelbe. Vielleicht Trollblumen?«

»Trollblumen? Wer bringt denn einen Strauß Trollblumen mit? Wohl eher Narzissen.«

»Darum geht es doch gar nicht, Rebecca. Es geht darum, dass ich kein einziges Mal bei meinen Eltern essen kann, ohne dass meine Mutter einen zufällig irgendwo aufgegabelten Single mit einlädt, um mich unter die Haube zu bringen.«

»Wie kommst du denn auf Trollblumen?« Offensichtlich hatte Rebecca nicht zugehört.

Ebenso wenig wie Priscilla. »Wo findet sie bloß all diese Singles? Stöbert sie die an der Tankstelle auf? Im Supermarkt? Ich sehe sie förmlich vor mir, wie sie nach einem Einkaufswagen ohne homogenisierte Lebensmittel Ausschau hält. Und dann tippt sie dem Typ auf die Schulter und sagt: ›Entschuldigung, sind Sie Single? Weil, Sie haben da tiefgefrorene Fisch-

suppe im Wagen. Meine Tochter ist noch nicht verlobt, und sie ist wirklich sehr hübsch. Und noch dazu eine erfolgreiche Schriftstellerin. Warten Sie, ich zeige Ihnen ein Foto. Hier«. Und *voilà*, holt sie ein Foto von mir aus der Tasche und drückt es ihm wie einen Prospekt von Scientology in die Hand.«

»Also ich habe irgendwo gelesen, dass man in Supermärkten ziemlich gut flirten kann. Singles gehen ja schließlich auch einkaufen«, sinnierte Rebecca und steckte sich eine verschrumpelte Olive in den Mund.

Sie verfügte über die zweifelhafte Gabe, nie das Wesentliche einer Unterhaltung zu erfassen. Normalerweise fand Priscilla das erfrischend, aber heute nervte es sie. Sie hob die Hand, um einen weiteren Americano zu bestellen. Schön stark. War eh egal.

»Wenigstens hat er dir Blumen mitgebracht«, gab Rebecca zu bedenken, die Priscillas Mutter Lucinda schon immer gemocht hatte. »Vielleicht hätte er sich ja als ganz interessant herausgestellt. War er wenigstens süß?«

»Süß? Ein Mann muss nicht süß sein, zumindest nicht, wenn er älter als neun ist. Der Kanarienvogel Titti ist süß, ein Mann nicht! Außerdem war er Immobilienmakler, und weißt du, wie lange so einer über die Vorteile von Terrakottaböden reden kann? Sechszwanzig Minuten! SECHSZWANZIG! Ich habe jede einzelne gezählt.«

»Und nach diesen sechszwanzig Minuten bist du also gegangen und hast die armen Narzissen einfach liegengelassen?«

»Das waren keine Narzissen. Wie die aussehen, weiß ich. Sonnenblumen vielleicht? Auf jeden Fall habe ich gewartet, bis wir fertig gegessen hatten, dann habe ich mich höflich von allen verabschiedet, mich bedankt, meiner Mamma und meinem Papà einen Kuss und dem Typ die Hand gegeben, und dann, ja dann hab ich meine Sachen gepackt und bin gegangen.«

»Sonnenblumen? Kann ich mir nicht vorstellen, die hättest du erkannt. Der innere Teil ist rund und ziemlich groß und schwarz – du weißt, welche ich meine, oder? Die hast du schon tausendmal gesehen. Und er hat nicht mal angeboten, dich nach Hause zu bringen?«

»Doch, aber ich habe gesagt, dass ich nicht nach Hause gehe.«

»Wo bist du denn noch hingegangen?«, fragte Rebecca staunend.

Dass Priscilla nicht nach Hause wollte, kam eigentlich nie vor. Sie zum Ausgehen zu überreden, war nahezu ein Ding der Unmöglichkeit, und dieser kleine Aperitif heute grenzte an ein Wunder.

»Nach Hause. Aber ich habe behauptet, ich hätte um Mitternacht noch eine Verabredung vor der Fenice und dürfte auf gar keinen Fall zu spät kommen.«

»Ich kann mir deine Mutter gerade gut vorstellen ... Mit wem warst du denn um Mitternacht vor der Fenice verabredet?«

»Mit niemandem! Hör doch zu, Rebecca. Ich wollte einfach nur nach Hause, mich mit einer Flasche Rum einschließen und versuchen, Calliope umzubringen.«

Schockiert stellte Rebecca ihren Weißwein ab. »Das ist jetzt nicht dein Ernst.«

»Oh doch!«, gab Priscilla zurück und band sich ihr rötliches Haar nachlässig im Nacken zusammen. »Diesmal mache ich die Hure kalt.«

Am Nebentisch drehte ein leicht ergrauter Herr mit einem Bier in der Hand den Kopf gerade so weit, dass ein eventueller Mordplan ihm nicht entgehen konnte. Immerhin war sein Cousin Vittorio bei der Polizei. Man konnte ja nie wissen.

»Und wie?«

»Na ja, dunkle Gassen, Verfolgung, sowas eben.«

»Ich mag Calliope«, wandte Rebecca leise ein.

»Ich nicht mehr. Seit neun Jahren ertrage ich sie. Neun Jahre! Weißt du, wie viele Wörter ich heute Morgen geschrieben habe? Tausendsiebenhundertneunundachtzig!«

»Ist das viel oder wenig?«, wollte die Freundin wissen, die sich mit Pflanzen, aber nicht mit Word auskannte.

»Das ist erbärmlich. Ein Debakel. In drei Stunden und zwölf Minuten. Ich komme nicht drum herum, Rebecca: Entweder mache ich sie kalt, oder ich bin am Ende. Nach neun Jahren und sieben Romanen habe ich doch wohl jedes Recht der Welt, Calliope del Topazio nicht mehr zu ertragen, oder?«

Missmutig betrachtete Rebecca die Orangenscheibe in ihrem Drink.

Als Frau aus dem achtzehnten Jahrhundert, wunderschön, hellblond, keineswegs zugeknöpft (in jeglicher Hinsicht) und umworben von unzähligen Männern – hervorzuheben der finstere Pirat Jack Raven und der schmachtende Graf Edgar Allan –, war Calliope das genaue Gegenteil ihrer Schöpferin, die, in unförmige Sweatshirts und schwarze Leggings gekleidet, das störrische Haar mit Kinderspängchen wirr hochgesteckt, Nusschokolade und Pfefferchips gleich aus der Packung mummelte, während sie die Abenteuer ihrer Heldin niederschrieb. Wo Calliope sich in einem blühenden Liebesleben erging, warf Priscilla mit sechsunddreißig Jahren ihre Angel schon längst nicht mehr aus. In ihrem ganzen Leben hatte sie sich drei Liebesgeschichten erlaubt. Die erste hatte ihr eine winzige Narbe auf der Stirn eingebracht, gleich über der rechten Braue. Die zweite ein äußerst leidenschaftliches Abenteuer während der Studienzeit, unzählige schlaflose Nächte und ein verwundetes Herz. Die dritte ein halbes Jahr Psychotherapie. Das hatte gereicht.

Schon mit vier Jahren und der ersten Narbe hätte sie es begreifen müssen: Nicht jeder Topf findet seinen Deckel. Ihre Freundinnen trafen sich mit langweiligen, aber anständigen Männern und gründeten Familien, sie aber suchte ein märchenhaftes Abenteuer außerhalb des Märchens und versuchte, sich mit Therapiesitzungen zu trösten. Nein, es reichte. Mit Liebesangelegenheiten hatte sie abgeschlossen. Außer mit denen in ihren Büchern.

»Na gut, dann mach sie halt kalt.« Rebecca gab auf. »Aber erledige es ordentlich. Und bloß keine Sonnenblumen bei ihrer Beerdigung. Frag mich vorher.«

»Versprochen.«

»Weißt du noch, Dr.MacMillan? Zum Anbeißen war der«, schwärmte Rebecca plötzlich. »Den hast du aber nicht umgebracht, oder?«, fügte sie mit einem hoffnungsvollen Blick hinzu.

»Roger MacMillan ... Was für ein Mann! Nein, nein, den habe ich am Leben gelassen.«

Priscilla Greenwood, deren richtiger Nachname Verdebosco lautete, hatte äußerst erfolgreich eine Reihe von Harmony-Liebesromanen um den Kinder-Herzchirurgen Dr.Roger MacMillan verfasst, den ersten Band mit dem Titel *Rote Rosen und Narkosen*. Sie war selbst ein bisschen verliebt in ihn, denn er war ihr wirklich gut gelungen: dunkelhaarig, sinnlich und sanft, aber doch ein bisschen verwegen. Die Mütter seiner kleinen Patienten liebten ihn, ebenso wie alle Krankenschwestern seiner Abteilung und überhaupt des gesamten Krankenhauses. Priscilla hatte ihn sich ziemlich detailreich ausgemalt, und wenn sie sich konzentrierte, dann konnte sie noch immer sein Bild vor ihrem inneren Auge sehen. Ach, Dr.MacMillan ... Ihr Allheilmittel gegen die enttäuschenden Männer der Wirklichkeit. Ein Abgott, der sie immer tröstete.

Dann hatte sie für eine Reihe historischer Liebesromane

Calliope erschaffen, dramatische Heldin unzähliger tragischer Abenteuer, und mit ihr einen Volltreffer gelandet. Erst in Italien, dann in ganz Europa, und schließlich auch in Amerika. Doch ausgerechnet jetzt, da sie zu einer gefeierten Persönlichkeit in diesem Genre geworden war, kam ihr eine furchtbare Schreibblockade in die Quere. Kurz: Sie steckte ziemlich in der Klemme.

Ihr war von Anfang an klar gewesen, dass sie ihren italienischen Namen ablegen musste, wenn sie zur Königin leidenschaftlicher Liebesromanzen aufsteigen wollte. Wer würde sie mit dem Namen »Verdebosco« schon ernst nehmen? Sie hatte ihn also einfach ins Englische übersetzt und sich damit ein wunderbares Pseudonym zugelegt: Priscilla Greenwood war geboren. Der Einband ihrer Bücher zeigte ein zehn Jahre altes Foto von ihr sowie eine erfundene Kurzbiografie, in der es hieß, sie besitze eine große Ranch in Kalifornien, züchte Vollblutpferde und pendle zwischen den unendlichen Weiten Kaliforniens und ihrem Penthouse an der Fifth Avenue in New York hin und her.

In Wahrheit bewohnte sie ein Appartement in Venedig, und ihre Mutter Lucinda rief sie jeden Abend um Punkt acht Uhr an, um ihr zu prophezeien, dass sie als alte Jungfer enden würde, wenn sie so weitermache. Es interessierte sie kein bisschen, dass ihre Tochter genau das wollte: ein Leben in Altjüngferlichkeit auf dem Sofa, mit erfundenen Geschichten, die mit der Wirklichkeit nichts zu schaffen hatten. Lucinda stand mit beiden Beinen fest im richtigen Leben, und ihr war unbegreiflich, dass ihre Tochter das nicht tat. Am allerwenigsten wollte ihr in den Kopf, dass Priscilla diese unüberwindbare Mauer um sich und ihre Fantasiewelt errichtet hatte.

Priscilla hatte schon vor langer Zeit beschlossen, ihr Leben auf dem schmalen Grat zwischen Traum und Wirklichkeit zu



verbringen, einem Ort, den zu betreten nur den Wenigsten vergönnt war. Einigen gelang ein verzauberter Blick in den Abgrund, der das eine vom anderen trennte.

Mancher, der inmitten von Geschichten aufwuchs, fand nicht mehr hinaus und erschuf sich eine eigene kleine Welt, gut von der Wirklichkeit abgeschottet. Eine Alice, die aus dem Wunderland nicht zurückkehrte. Das war Priscilla.

Enttäuscht vom wirklichen Leben, hatte sie sich in die Fantasie geflüchtet, hatte sich dort zwischen den Worten niedergelassen. In Sicherheit.

»Weißt du noch, wie er im Krankenhaus die Bombe entschärft und alle Kinder auf der Station gerettet hat? Und als er fast auf die fiese Pharmareferentin hereingefallen wäre?«, fragte Rebecca.

»Schöne Zeiten waren das, die mit Roger MacMillan ...« Priscilla seufzte und nahm ein paar Chips von dem Teller auf dem Tisch vor ihr. Nun aber lag ihre Kreativität brach, und das war ganz sicher die Schuld von Calliope del Topazio. Die dumme Nuss. Bei der lief immer alles glatt, von ein paar Mordversuchen mal abgesehen.

Rebecca warf zum wiederholten Male einen leicht besorgten Blick auf die Uhr.

»Musst du weg?«, erkundigte sich Priscilla.

»Ja, also ... Ich ...«, stammelte Rebecca verlegen.

»Bist du verabredet? Kein Problem, wenn du gehen musst.«

»Nein, ich ...« Rebecca senkte schuldbewusst den Blick.

»Du was?«

»*Ich* habe keine Verabredung, meine ich.« Zwei riesige dunkle Augen blickten Priscilla reumütig an. Rebecca sah aus wie Bambi.

»Oh nein ...«, stöhnte Priscilla, die Schlimmes ahnte.

»Um acht. Aber wir können gleich gehen.«

»Rebecca, bitte, nicht du auch noch! Hat Lucinda ihre Finger dabei im Spiel? Sag mir, wenn meine Mutter dich erpresst. Was hat sie gegen dich in der Hand? Ich zahle dir mehr!«

Rebecca war untröstlich. »Ich dachte, ihr mögt euch vielleicht ... Er ist ein Kollege von Filiberto, frisch getrennt.«

Priscilla musterte sie traurig. »Frisch getrennt, auch das noch. Also ich geh dann mal nach Hause.«

Sie stand auf, doch Rebecca hielt sie zurück. »Bist du sauer auf mich?«

»Nein, aber ich will jetzt nach Hause. Hörst auf damit, bitte. Glaub mir, ich fühle mich wohl, so wie ich bin. Ich schaffe mir noch eine Katze und Strickzeug an, und von dir bekomme ich bestimmt ein paar Primeln, aber lasst mich einfach in Ruhe damit. Langsam wird es ziemlich schwierig, um all die Typen herumzukurven, die ihr mir andrehen wollt.«

Sie fuhr Rebecca beschwichtigend über den dunklen Pagenkopf.

Eine halbe Stunde später lag Priscilla in Snoopy-Shirt und Kniestrümpfen auf dem Bett, die Beine an der Wand hochgestreckt, das Telefon neben sich.

Sie war Rebecca nicht böse, aber wenn ihre Freundin und ihre Mutter so weitermachten, dann würde Priscilla sich nicht mehr aus dem Haus wagen, und der nächste Vielversprechende würde in einer dunklen Ecke im Hauseingang zwischen Tür und Schirmständer auf sie warten müssen.

Dann würde es ihr so ergehen wie diesen Leuten, die am gedeckten Küchentisch verhungerten, und die anderen Hausbewohner merkten erst am Geruch, dass etwas nicht stimmt. Sie schauderte.

Zu allem Überfluss hatte sie auch noch das passende Äußere für ein solches Ende. Ihre Augen waren von dunklem Blau und das dichte Haar fiel ihr ihn langen kupferfarbenen Locken

über die Schultern. Sie sah aus wie einem präraffaelitischen Bild entsprungen, und dem versuchte sie mit Springerstiefeln und Peanuts-Shirts etwas entgegenzusetzen. Und unter keinen Umständen durfte man sie tot auf einem Küchenstuhl auffinden. Mit Männern abgeschlossen zu haben war vollkommen in Ordnung und noch lange kein Grund, zu einer Schlagzeile in der Lokalpresse zu werden, mit beklommenen Kommentaren ihrer Bekannten darunter: »Sie war ein guter Mensch, aber sehr einsam, sie verließ nicht einmal mehr das Haus.«

Es war Zeit für einen Tapetenwechsel. Calliope musste woanders erledigt werden.

Also löschte sie auf einen Schlag die tausendsiebenhundertneunundachtzig Wörter, die sie am Morgen geschrieben hatte, und gab »Einsames Dorf Haus mieten« bei Google ein.

Nicht einmal Calliope del Topazio, Frau der tausend Wunder, würde einen Sommer mitten im Nirgendwo überleben.

Zwei Tage später schrieb Priscilla ihrer Lektorin Cecilia. Sie hatten gemeinsam an allen sieben Calliope-Romanen gearbeitet, hatten Handlungslücken gefüllt, historische Ungenauigkeiten und Unstimmigkeiten im Handlungsverlauf korrigiert und scheinbar Unmögliches geradegerückt. Cecilia war ihr Schutzengel. Immer aufmerksam, immer den richtigen Rat bei der Hand, immer einen ausgezeichneten Whiskey parat, wenn man ihn brauchte. Aber auch sie konnte keine Wunder vollbringen. Priscilla konnte nur hoffen, dass diese überstürzte Flucht aus Venedig ihr einen Kreativitätsschub bereiten würde.

*Liebe Cecilia,*

*Calliope gibt nichts mehr von sich, was man als Lebenszeichen deuten könnte. Vielleicht ist sie tot. Hoffentlich. Ich werde es herausfinden. Dafür habe ich eine Villa gemietet, die aussieht wie ein viktorianischer Traum nach einer or-*

*dentlichen Dosis Opium. Sie liegt in einem einsamen Dorf und ist umgeben von einem wahren Blumenmeer. Dorthin werde ich mich vorläufig zurückziehen.*

*Niedergeschlagene Grüße.*

*P.*

*PS: Das Dorf heißt Tigliobianco, und dort ist buchstäblich der Hund begraben. Genau richtig, um die Leiche einer sit-  
tenlosen Blondine loszuwerden.*

Sie schickte die Mail ab, schloss den Laptop und steckte ihn in ihre Tasche. Tigliobianco. Sie hoffte, dass es dort wirklich ruhig sein würde. Wenn nicht in einem winzigen Dorf wie diesem, wo dann?

## 2



*Tigliobianco, einige Tage später.*

Wollte man Tigliobianco beschreiben, kam man um ein Wort nicht herum: »Gässchen«. Am Fuße eines Berges wand sich das Dorf regelrecht um sich selbst. Die Häuser wuchsen mehr in die Höhe als in die Breite, und die Straßen waren handtuchschmal. Man konnte sehen, was es bei den Nachbarn zu essen gab und musste bloß den Arm aus dem Fenster strecken, um den Salzstreuer in das gegenüberliegende Haus zu reichen. Von den zumeist hölzernen Balkonen hingen üppige Geranien, und da sich die Einwohnerzahl auf genau sechsundvierzig belief, kannte jeder jeden. Rund um die Häuser erstreckten sich Wiesen. Zur nächsten Stadt führte eine einzige Straße, und zwar von der kleinen Piazza aus, die mit drei roten Bänken bestückt war, dazu gab es drei Straßenlaternen, eine Kirche, eine kleine Bar sowie einen winzigen Laden, in dem alles und nichts zu haben war – wie so häufig in solchen Dörfern.

Steinhäuschen und blumengeschmückte Balkone, das war Tigliobianco, die Gässchen kopfsteingepflastert, und je weiter man sich vom Zentrum entfernte, desto holpriger wurden sie. Wie immer und überall verließen die jungen Leute den Ort so schnell wie möglich, diejenigen, die blieben, aber hegten und pflegten ihn wie ein Kleinod und sorgten dafür, dass stets alles seine Ordnung hatte.

Am Dorfende, an einer Gasse, die immer schmaler werdend zu Wiesen und Wäldern führte, standen ein gelbes und ein rosafarbenes Haus nebeneinander, jeweils hübsch umzäunt. Dort lebten noch immer Agnese und Elvira, die – noch immer – die gleichen Leidenschaften teilten und nahezu das gleiche Leben führten. Und doch waren sie verfeindet, seit ihre fortdauernde Fehde einst aus sechs Tomatenpflanzen und einem jugendlichen Sommerkleid entsprang.

Eines schönen Nachmittags hatte sich Agnese mit ihren Tomaten abgemüht, als Mario mit der Zeitung unterm Arm vorbeischlenderte. Mario war der Ehemann von Elvira und ein wahrer Gentleman. An einer hilfebedürftigen Frau vorbeizugehen, ohne seine Unterstützung anzubieten, war für ihn undenkbar. In jeder Hinsicht denkbar war das allerdings für Elvira, die gerade das Haus verließ und ihren frischgebackenen Ehemann über das Beet der Nachbarin gebeugt erblickte. Und die Nachbarin ihrerseits über ihn gebeugt, offensichtlich in der Absicht, seine Aufmerksamkeit auf das zu lenken, was sich in dem Ausschnitt ihres Sommerkleides verbarg.

Um die Wahrheit zu sagen, dachte Agnese in diesem Moment überhaupt nicht an ihren Ausschnitt, sondern nur an ihre Tomaten. Elvira jedoch konnte sich nicht vorstellen, dass eine Frau so nahe bei ihrem Mario stehen und sich nicht um ihn, sondern nur um irgendwelche Nachtschattengewächse scheren konnte. Von diesem Moment an bezeichnete sie Agnese als eine »Frau von zweifelhaftem Ruf«, beobachtete sie fortwährend und hasste sie von ganzem Herzen – auch nachdem Mario verstorben war, überrollt von seinem eigenen Traktor. Und auch jetzt noch, da beide Frauen sechsundsiebzig Jahre alt waren.

Normalerweise stand Agnese vor Sonnenaufgang auf, genauer gesagt mit dem schiefen Gekrähe von Evaristo, Elviras rabiaterem rotem Hahn, und jeden einzelnen Morgen stellte

Agnese sich vor, wie gut er sich doch mit ein paar neuen Kartoffeln in einer Pfanne machen würde. An jenem Morgen aber war sie schon vor seinem Krähen wach, blieb noch im Bett und wälzte – wie so oft in den letzten zweiunddreißig Jahren – einen einzigen Gedanken in ihrem Kopf umher: Wo steckt bloß das Rezeptheft von Luisa?

Der Tod der Pfarrhaushälterin war durchaus filmreif gewesen, keine Frage, und niemand hatte je eine Bemerkung darüber gewagt, doch auch nach so langer Zeit rief er im Dorf noch verschmitzte Blicke und heimliches Schmunzeln hervor. Die Pfarrhaushälterin hatte eine beachtliche Anzahl selbstgemachter Filztopflappen in Hühnerform hinterlassen, den vor Schreck zur Salzsäule erstarrten damaligen Pfarrer und das berühmte berühmte Rezeptbuch, welches einigen glaubwürdigen Quellen zufolge auch das Rezept für die Suprema enthielt, den Erdbeerkuchen, der die Geschmacksnerven augenblicklich ins Paradies katapultierte.

Als die gute Luisa also vom Blitz getroffen wurde, brach sogleich die fieberhafte Suche nach dem Heft aus, die seit zweiunddreißig Jahren ununterbrochen fortgeführt wurde, mal mehr, mal weniger. An jenem Junimorgen waren für Agnese, die im Bett auf das Krähen von Evaristo wartete, zwei unumstößliche Dinge klar: Erstens musste dieses verflixte Heft mit dem Rezept der Suprema noch irgendwo im Pfarrhaus stecken. Und zweitens würde sie mit dem Rezept der Suprema den Erdbeerkuchen-Wettbewerb »Gara Fragolina« gewinnen, der jedes Jahr am letzten Sonntag im Juli in Tigliobianco stattfand.

Das Dorf, das in einer dieser gläsernen Schneekugeln zu stecken schien, beging die jährliche Gara Fragolina höchst offiziell und nach allen Regeln der Kunst: Plakate an allen Mauern kündigten das Spektakel an, und die Frauen warfen sich ordentlich in Schale.

Voller Kampfgeist stand Agnese auf, öffnete das Fenster und nickte Evaristo mit dem Kinn zu, der sie aus dem Nachbarhof angriffslustig anstarrte.

»Kartoffeln«, brummte die Frau, »was anderes hast du nicht verdient.« Dann überlegte sie, wann sie Don Casimiro einen Besuch abstatten könnte. Einen weiteren, wie schon so viele zuvor.

Nebenan, in dem gelben Haus, das farblich hervorragend zu dem rosafarbenen von Agnese passte, stellte Elvira Pasta her. Die Eier dafür hatte sie von ihren Hühnern Clara, Bella, Ginevra und Circe. Brave Hühner waren das. Jeden Morgen legten sie jeweils ein frisches Ei. Während Elvira nun mit ihren kräftigen Armen den Teig für ihre Tagliatelle ausrollte, warf sie einen abschätzigen Blick zu Agneses Fenster hinüber. Seit fünfzig Jahren waren sie Nachbarinnen und seit neunundvierzig ließen sie kein gutes Haar aneinander. Und als ob diese Sache mit Mario, Gott hab ihn selig, nicht schon genug wäre, hatte Elvira schon öfter belauscht, wie die Nachbarin dem Hahn Evaristo Drohungen zuzischelte. Drohungen, in denen eine Pfanne eine große Rolle spielte.

Während Elvira nun die Tagliatelle zu kleinen Nestern formte, versank sie für einen Moment in einer nostalgischen Erinnerung an ihren verstorbenen Mario. Dann endlich war das letzte Nest fertig, und Elvira seufzte zufrieden. Jetzt würde sie ein wenig die Beine hochlegen und endlich weiter ihr Buch aus der Harmony-Bianca-Reihe lesen können, das schon aufgeschlagen und mit dem Rücken nach oben auf dem Sofa lag. Der attraktive Hautarzt war gerade dem sinnlichen Charme der schüchternen Sozialarbeiterin erlegen, und nun folgten Seiten voller bebender und in Leidenschaft entflammter Leiber. Elvira wartete auf das drohende Zerwürfnis, bevor dann alles in ein Happy End münden würde.



Sie war sicher, dass Jessica, die sittenlose Nachtschwester, auch noch eine Rolle spielen würde.

Elvira brummte etwas über jene Schwester und dachte, dass diese Harmony-Bianca-Reihe ja nicht schlecht war, aber doch bald ein neuer Roman ihrer Lieblingsschriftstellerin Priscilla Greenwood erscheinen sollte, der Schöpferin der wunderbaren Calliope del Topazio.

Verträumt blickte sie aus dem Fenster, als ihr plötzlich etwas auffiel: Es war schon Juni, und die Villa Edera stand noch leer. Seltsam.

Während Agnese darüber brütete, wie sie einmal mehr das Pfarrhaus bis in den letzten Winkel durchsuchen könnte, und Elvira sich den Träumen über Calliope del Topazio und deren glühende Verehrer hingab, ging es in der Dorfbar hoch her.

Die morgendliche Briscola-Kartenpartie wurde erbitterter ausgetragen als sonst, weder Elvio noch Vittorino wollten klein begeben. Und Anita, die Cappuccini servierte, wusste zu berichten, dass die Villa Edera auch in diesem Sommer vermietet war – was Elvira allerdings noch nicht wusste. Über den Mieter jedoch war nichts bekannt.

Die Damen vom Buchclub, die sich regelmäßig in der kleinen muffigen Dorfbibliothek trafen, waren ob dieser Nachricht vollkommen aus dem Häuschen. Evelina, Claretta und Rosamaria hingegen machte diese Neuigkeit fassungslos. Den in die Jahre gekommenen Damen entging für gewöhnlich nicht die kleinste Kleinigkeit, und dass sie nun nicht wussten, wer die Villa Edera über den Sommer gemietet hatte, fanden sie skandalös. Dicht zusammengerückt saß das so genannte »Dreierklübchen« auf Klappstühlen mit passenden Fußhöckerchen vor Clarettas Laden – der, als einziges Lebensmittelgeschäft im Dorf, von passierten Tomaten bis Zigaretten alles anbot, ur-

spränglich jedoch Delikatessen hatte feilbieten wollen und sich deshalb mit dem Namen *Das Reich der Köstlichkeiten* schmückte. Sie steckten ihre ergrauten Köpfe zusammen und ließen sich lang und breit über die fragliche Angelegenheit aus. Sie hatten ja wohl ein Recht darauf zu erfahren, wer den Sommer bei ihnen in Tigliobianco verbringen würde, oder etwa nicht?

In ihren zwar unterschiedlichen, trotzdem aber nicht leicht auseinanderzuhaltenden geblühten Kittelschürzen – bei Frauen eines bestimmten Alters im Sommer besonders beliebt – gingen sie nahezu ineinander über. Schon seit Kindertagen waren sie wie Pech und Schwefel, ihre Gesichtszüge hatten sich einander angeglichen, und wenn eine von ihnen gerufen wurde, drehten sich alle drei um.

»Man weiß also rein gar nichts? Das ist doch kein Zustand!«

Rosamaria seufzte. »Überhaupt, wir sollten mitbestimmen dürfen, wer sich den Sommer über da einmietet. Wisst ihr noch, als diese Familie mit den sechs Kindern dort war? Die Schreihäse hat man in ganz Tigliobianco gehört, hat man die.«

»Es ist skan-da-lös!« Ungläubig schüttelte Claretta den Kopf. »Wir sind es doch, die mit denen auskommen müssen, die die feine Ludovica bekommt ja von alldem nichts mit!«

Drei Köpfe nickten entschlossen. Es war allgemein bekannt, dass das Dreierklübchen kein gutes Haar an Ludovica ließ. Die rechtmäßige Eigentümerin der Villa Edera war in Tigliobianco geboren, hatte auf einer Kreuzfahrt einen reichen Anwalt kennengelernt, ihn geheiratet und war dann in die Stadt gezogen. Ihre Villa hatte sie sich selbst überlassen und vermietete das Haus schon seit Jahren im Sommer, was das Dreierklübchen für unverzeihlich hielt. Schließlich vermietete man das Haus der eigenen Ahnen nicht an irgendwelche dahergelaufenen Störenfriede – wenn überhaupt, dann verkaufte man es an ehrwürdige Alteingesessene.

»Und damals, als diese zwei da waren, die kein einziges Mal im Dorf aufgetaucht sind? Zwei Monate sind die nur im Haus geblieben! Wir wussten ja kaum, wie die aussahen, wussten wir nicht. Wahrscheinlich haben die Drogen genommen ...« Evelina blickte vielsagend in die Runde.

»Schlimmer als die Schreihälse von dieser Familie waren die. Dachten wohl, sie fangen sich im Dorf werweißwas für Krankheiten ein.«

Da ertönte fröhliches Kindergeschrei, und die drei Köpfe fuhren herum.

»Ach, die Zwillinge und die Kleine. Jetzt hör sich mal einer diesen Lärm an. Die Virginia, die kann doch gar nicht mit Kindern umgehen, kann die nicht«, entfuhr es Rosamaria.

»Die fallen jetzt über meinen Laden her und fassen alles an«, stöhnte Claretta und erhob sich bemerkenswert flink von dem niedrigen Klappstuhl.

Ein Stück die Straße hinunter tauchten die drei Geschwister La Rosa und ihre jugendliche Babysitterin Virginia auf. Sie waren schon aus der Ferne unverkennbar, zum einen wegen des Lärms, den sie veranstalteten, zum anderen wegen ihrer leuchtendblonden Haarschöpfe. Die Zwillinge, Tobia und Andrea, sechsjährige Krawallmacher mit blitzenden Augen, rannten in einem fort vor und zurück, während die winzige dreijährige Margherita unaufhörlich plapperte und sich an Virginia festklammerte, die dem Gerede der Kleinen vollkommen ernst folgte. Margherita tat sich noch etwas schwer mit dem Sprechen, war aber zu verstehen. Gerade krakeelte sie laut heraus, dass sie mit dem Fahrrad gestürzt und am Knie verletzt war, weshalb sie unbedingt ein Erdbeereis haben wollte. Virginia hatte offenbar alles verstanden, denn sie fragte lediglich: »Mit Sahne?«

Das Dreierklübchen hingegen vernahm: »Is bin vom Rad

desallen und hab mir am Tie wehdetan. Jetzt bill is ein Erd-bäreis.«

Die Zwillinge stürmten so rasant an Rosamaria und Evelina vorbei in den Laden, dass die beiden Frauen es nicht einmal mehr schafften, ihnen böse Blicke zuzuwerfen. Die beiden Jungen waren doch tatsächlich schneller als der Schall. Alles, was sie taten, geschah in Windeseile.

»Du hast einfach keine Ahnung«, schüttelte Evelina den Kopf, kaum dass Virginia – in Trägertop, Shorts und mit Pferdeschwanz – vor ihr stand.

»Wovon?«, erkundigte sich diese leicht abgelenkt, da Margherita gerade ihre Aufmerksamkeit einforderte: »Tut mal, is blute noch immer.« Damit riss sich die Kleine ein Pflaster vom Knie.

»Davon, wie man auf die beiden da aufpasst. Und auch die Kleine erziehst du nicht«, erklärte Evelina vielsagend und be-augte die unordentlichen, verfilzten Zöpfchen des Kindes.

»Wirklich? Zeig mal her«, meinte Virginia und besah sich das von dem Mädchen als Beweis in die Höhe gehobene Beinchen. »Oh, ja, du hast recht ... du blutest noch! Möchtest du ein neues Pflaster?«

»Ja!«, quiekte Margherita zufrieden.

»Dann können wir doch hier gleich die mit den Männchen drauf kaufen, was meinst du?«

»Ja!«, begeisterte sich das Kind.

»Die kann ja immer noch nicht sprechen«, stellte Rosamaria fest. »In dem Alter konnte meine Paola schon alles perfekt.«

»Ach, sie kann nur einige Buchstaben nicht, nur ein paar, ansonsten redet sie doch ohne Fehler«, erwiderte Virginia.

»Ohne Fehler!«, schrie Margherita inbrünstig.

»Genau, mein Schatz, jetzt hast du sogar ›F‹ gesagt!«

»S!«, rief Margherita.

Aus dem Laden hörte man die Zwillinge nun lautstark vor der Eistruhe diskutieren, begleitet von Clarettas missmutigem Brummen.

Virginia ging hinein und nahm die Sache in die Hand: »Jeder bekommt nur eins, Jungs. Sagt mir, welches ihr wollt, dann hole ich es euch raus.«

»Ich nehm Coca-Cola!«

»Ich auch!«

»Dann will ich Orange!«

»Orange ist eklig!«

»Stimmt nicht!«, widersprach Tobia und trat Andrea gegen das Schienbein. »Du bist eklig!«

»Gleich rufe ich die Polizei«, drohte Claretta hinter der Theke. Die zum Verwechseln ähnlichen Zwillinge in ihren T-Rex-Shirts erstarrten.

»Rufst du echt die Polizei?«

»Kommen die mit dem Auto?«

»Und Pistolen?«

»Na klar«, versicherte Virginia. »Mit allem, was dazugehört. Und ihr wollt den Sommer ja wohl nicht im Gefängnis verbringen, oder? Jetzt sagt mir, welches Eis ihr wollt, dann gehen wir auf die Wiese, da könnt ihr so viel rennen, wie ihr lustig seid.«

Claretta warf Virginia einen abschätzigen Blick zu. »So erzieht man doch keine Kinder.«

»Ich muss sie gar nicht erziehen, nur jeden Abend um acht lebend bei ihren Eltern abliefern«, erklärte Virginia fröhlich und öffnete die Eistruhe. »Margherita, für dich Erdbeere, es ist aber nur Stangenwassereis da, das wird es dann heute einfach. Und ihr, Jungs?«

»Ich auch!«, riefen die beiden im Chor.

»Dann los«, lachte Virginia, holte drei Erdbeerwassereis

für die Kinder und ein Minzeis für sich aus der Truhe, sagte: »Schreib es bitte auf die Rechnung von Signora La Rosa«, und wandte sich zum Gehen.

Verächtlich blickte Claretta ihr nach. Wassereis morgens um neun. Das kam dabei heraus, wenn man seine Kinder einer Jugendlichen anvertraute.

»Hmpf«, machte sie, während das Mädchen stehenblieb, um die Eisstangen zu öffnen.

»Also, das mit der Villa Edera scheint in diesem Jahr ja ein großes Geheimnis zu sein«, brummelte Evelina, um das von der Rasselbande unterbrochene Gespräch wieder aufzunehmen.

»Ich versteh das nicht ... Wir haben doch das Recht, sogar die Pflicht, würde ich sagen ...«, setzte Rosamaria an, während Claretta sich wieder in ihrem Klappstuhl niederließ.

»Ich weiß es!«, platzte da Virginia heraus, nicht ahnend, was sie mit ihren Worten bei dem Dreierklübchen auslöste.

Die drei erstarrten und bohrten ihre Blicke in den der braun gebrannten Babysitterin, die genüsslich an ihrem Eis leckte.

»Was weißt du?«

»Wer die Villa Edera gemietet hat. Ihr etwa nicht? Hat mir mein Vater gestern beim Essen erzählt, der hat den Vertrag für Signora Ludovica gemacht«, erklärte sie und half der kleinen Margherita mit ihrem Eis. »Margherita, nicht das Eis aufs Knie legen, da ist doch Blut dran.«

Virginias Vater war ein beliebter Anwalt, Teilhaber einer kleinen, florierenden Kanzlei, die er mit den Eltern der La-Rosa-Bande führte. So war die Sechzehnjährige an ihren Ferienjob gekommen, der ihr obendrein auch noch Spaß machte.

»Die da weiß es und wir nicht! Da hört doch alles auf! Skan-da-lös!«

»Wer ist es denn?«

Doch Virginia war mit ihrem Kopf ganz woanders: Aus der Hosentasche eines der Zwillinge zog sie ein schmutziges Taschentuch und machte sich nun daran, damit Margheritas Knie zu säubern. Margherita krächte: »Aber es is talt! Is dut fürs Tie!«

»Was ist denn nun, Frollein Naseweis«, brach es aus Evelina heraus.

Virginia sah überrascht auf. »Was?«

»Wer hat die Villa gemietet?«, riefen die drei Frauen ungeduldig im Chor.

»Ach so ... Eine Priscilla Verdebosco, sie ist Schriftstellerin«, erklärte Virginia. »Kinder, wir gehen jetzt erst mal zum Springbrunnen, ihr seid ja von oben bis unten mit Eis beschmiert. Auf Wiedersehen.« Damit wandte sie sich in aller Seelenruhe Richtung Brunnen, gefolgt von den drei vor Schmutz starrenden Kindern.

Die drei Alten schwiegen eine Weile.

»Und wer soll das sein: Verdebosco?«

»Noch nie gehört.«

»Hat uns gerade noch gefehlt, eine, die Bücher schreibt.«